

Die Babyboomer gehen von Bord ... - Revue wichtiger Themen für das Studium  
der Sozialen Arbeit aus der Sicht einer Babyboomerin

Abschiedsvorlesung von Prof. Dr. Jutta M. Bott

Potsdam, 05.07.2022, 14.30 h

**Die Babyboomer  
gehen von Bord**

*Revue wichtiger Themen für  
das Studium der Sozialen  
Arbeit aus der Sicht einer  
Babyboomerin*

**Abschiedsvorlesung**

*Prof. Dr. Jutta M. Bott*

*05.07.2022*



Musik: **zwischenFall**

***Unterm Strich***

Klare Worte  
Ich werde alt  
Ein Lob der Provinz  
Und du fragst dich

Musikabarett aus Leipzig  
Leipzig Sept. 2017, Eigenproduktion

2

Liebe Gäste, liebe Kolleginnen und Kollegen,

Die Welt ist aus den Fugen: Krieg, Umweltkatastrophen wie der Abbruch des Marmolata Gletschers, die Überschwemmungen im Ahrtal, Stürme, große Feuer in Brandenburg und Sachsen, wiederholt spektakuläre Attentate aus politischen Motiven oder eben psychisch kranke Menschen, die andere mit Messern oder Waffen

ermorden. Und trotzdem geht auch alles irgendwie weiter, wir Babyboomer haben angefangen die Arbeitsplätze frei zu machen, so dass die Nachkommenden neue Chancen haben.



Eine kleine Visualisierung – ich verspreche, mehr kommt nicht – Wer sind wir Babyboomer? Mitten im Wirtschaftswunder, einer Zeit des wirtschaftlichen und allmählichen politischen Optimismus, wurden in beiden Deutschlands zusammen 1964 1.357 304 Babys geboren, das Jahr war der Höhepunkt. Alle 30 Min. ein Baby. Offiziell zählen die Geburtsjahre 1955 – 1965 als Babyboomer Jahre, aber sie werden etwas fließende Grenzen je nach Literatur für Deutschland Ost und West finden.

Als unser Dekan, Prof. Früchtel, mich bezüglich meines Abschieds anscrieb, war ich leicht irritiert, hatte ich mir meinen Abschied genauso vorgestellt wie unser Kollege, Prof. Nothacker, gegangen war. Nachdenken und einige kurze Gespräche brachten mich dazu, den Kreis nach 18 Jahren für mich etwas anders zu schließen und nicht nur mich in Aufräumen, Durchschauen, Wegwerfen, möglichst wenig mitnehmen – nach dem Motto, man könnte es ja doch noch einmal brauchen ... – zu üben.

Nur etwas wollte ich nicht, dass es passiert:

Ich wollte mich nicht unter Druck setzen, bestimmte Aspekte auf jeden Fall abarbeiten zu müssen, alles Wichtige auszuleuchten. So habe ich munter subjektiv ausgewählt, nicht noch einmal wissenschaftliche Belege gewälzt und integriert, sondern mein Gedächtnis bemüht und Aktenordner, Seminarpläne, Vorlesungsübersichten und Vorträge angeschaut. Letztere hatte ich immer sehr individuell ausgearbeitet, manchmal war es schon etwas quälend, ging es doch darum, auch Schwieriges, Tabuisiertes oder Zerstrittenes anzusprechen, sozialpsychiatrisch oder vor allem im demographischen Wandel ein wenig zu bewirken, nach vorne zu bringen. Als Psychiatriekoordinatorin eines Landkreises und Qualitätsbeauftragte einer mittelgroßen Klinik hatte ich das schon zwischen den Parteien öfter üben dürfen.

Was Sie als Anregung mitnehmen oder stehen lassen bleibt Ihnen überlassen. Auf jeden Fall will ich eines nicht: dozieren!<sup>1</sup> Man geht von Bord, es geht alles weiter, meist haben die Zeitläufte schon längst einen anderen Weg eingeschlagen. Dennis Lehane, ein amerikanischer Krimiautor schrieb in einem seiner Krimis – ich habe nur die Vergangenheits- zur Gegenwartsform verändert: „Die Kunst des Alterns besteht darin, dem Neuen so elegant wie möglich Platz zu machen – am Ende wird man so oder so beiseite gedrängt.“

Also ein kleiner Rückblick bevor Ende September der elektronische Schlüssel entzogen wird und innerhalb einer Sekunde um Mitternacht man draußen ist.

Beginnen möchte ich mit einer kleinen Anekdote aus meinem vermutlich zweiten Jahr, 2005 oder Anfang 2006. Sie fiel mir sofort wieder ein, als der Dekan mich fragte. Sie hat aber nichts mit Wissenschaft oder Lehre per se zu tun, sondern mit Bewegung ... In einem dieser ersten Semester musste ich sehr viel lehren, es waren auf jeden Fall 20, evtl. auch 22 SWS, weil überall Mangel war und man den mächtigen Studiendekan, Heijo de Vries, nicht hängen lassen wollte. Kollege Gerhard Buck gab mir einige Hinweise, wie ich das handhabbar halten könnte. Wir begegneten uns manchmal am Abend, öfter später Abend am Standort Friedrich-Ebert-Straße, der zwar abgewohnt und abgewrackt war, aber von der Aufteilung her gar nicht so schlecht. – Ich gestehe, ich vermisse diesen Bau manchmal. – Also wurde dieses volle Semester eine Mischung von einigen Blockseminaren und wöchentlicher Lehre. Damals beseelt von den vielen neurobiologischen Erkenntnissen Anfang des neuen Jahrhunderts, der Auseinandersetzung mit dem Thema Lernen und der positive Einfluß von Bewegung, knüpfte ich an meine sportlichen Interessen und an mein früheres Übungsleiterdasein als Sozialpädagogin an.

Ich dachte, die armen Studenten, jetzt ist das ein langes Wochenende – ich hielt ja die Zeiten in der Regel ziemlich gut ein und ließ sie kaum früher gehen – also begann ich den Tag mit Bewegungsübungen, und ich glaube auch mittags zur Auflockerung. Ich erinnere mich nicht mehr wie oft ich das gemacht habe. Die Wahl war dann – Studies finden ja immer ihren Weg –, wir kommen später, wenn dieser Zirkus vorbei ist. Auf jeden Fall an einem Sonntag schauten sie mich müde an, bewegten sich nicht von den Stühlen (die Tische hatte ich schon alleine an die Seite geräumt) und sagten: „Ach Frau Bott, lassen Sie es gut sein, gut gemeint, aber .... hilft auch nicht, wir sind halt müde.“ Stellen Sie sich das mal so bildlich vor ..., ich habe es niemals mehr vorgeschlagen.

---

<sup>1</sup> Das spielt darauf an, dass Professoren/innen nun Dozierende heißen wollen/sollen und „dozieren“ in der deutschen Sprache Jahrzehnte die Bedeutung von „in lehrhaftem Ton von oben (herab)sprechen“ etc. hatte. Nun soll es das Gendependant zu Studierende sein. Mein Eindruck der letzten Monate ist, dass diese Sprachregelung allmählich das alte Dozieren aufnimmt und widerspiegelt – vermutlich eher unbewußt.

Dabei ist es ja nicht so ein ganz unwichtiges Thema, wie bringen wir Geist und Körper zusammen in einer Institution des Lernens. Und da unsere Absolventen mit unterschiedlichsten Menschen und Zielgruppen arbeiten, ist diese Frage des Zusammenhangs von Lernen, Bewegung, Körperlichkeit und nicht nur Sprache austauschen oder Präsentationen anschauen – das Sehen und die Augen strapazieren mit zusammengesunkener Haltung an den Laptops + Smartphones – , ein Thema und nicht so ganz unwichtig.

Wenn ich überdenke, was ich aus meinem Sozialpädagogik Studium in mein späteres Studium und in das Berufsleben übergetragen habe, so ist es das Thema: Umgang mit psychisch kranken Menschen.

1975 war die Psychiatrie-Enquete erschienen, d. h. dem Deutschen Bundestag übergeben worden. Ich habe sie wahrscheinlich Ende 1977 oder 1978 zur Zeit meiner Graduierungsarbeit beim Bundesgesundheitsministerium bestellt und sie diese knapp 45 Jahre von einer Dienststelle in die andere mit umgezogen. Hier habe ich sie mitgebracht und werde sie wahrscheinlich unserer Bibliothek überlassen, wo schon einiges beim Aussortieren hingewandert ist.

Ich hatte als Graduierungsarbeit eine kleine empirische Fragebogenarbeit durchgeführt, da zu diesem Zeitpunkt die Untersuchung von Wolfgang Stumme Psychische Erkrankungen, im Urteil der Bevölkerung: eine Kritik der Vorurteilsforschung, 1975 erschienen war und Wellen schlug. Das hatte mich interessiert. Als kleiner Einzelmensch kann man so etwas nicht „nachahmen“, aber im Rahmen meiner Möglichkeiten, gut unterstützt von unserem Soziologen, Prof. Friedrich Blahusch, war die Arbeit ordentlich. Man schrieb noch die Auswertungsprozeduren für SPSS selbst und musste die Fehler immer finden, warum die Prozedur stoppte ... Das war auch noch an der Ruhr-Uni Bochum so.

Später habe ich das Thema Einstellung zu psychisch Kranken hinter mir gelassen und mich mehr mit den Erkrankungen, was ein Leben mit den schweren chronischen Erkrankungen, ggf. im Behindertenstatus für die Menschen selbst und ihre Angehörigen bedeutet, beschäftigt. Als junger Mensch steht meist das „Helfen wollen“, die Faszination was sind diese Erkrankungen und wer ist schuld – incl. Gesellschaft – und was muss man ändern, damit alles gut wird.

Das war mir immer ein Anliegen, in der Lehre deutlich zu machen, versucht Einfluß zu nehmen auf Strukturen, engagiert euch politisch, habt keine Scheu vor Kommunalpolitikern, überlasst das nicht nur letztlich den Trägern, der Leitungsebene, versucht es zu verstehen, wahrzunehmen und zu gegebener Zeit evtl. die Seite zu wechseln oder euch zu engagieren.

Ich mag kein vorrangiges Politiker- oder Verwaltungsbashing, wir sind die Guten und die verstehen nicht, was wir alles brauchen um helfen zu können, womit ich nicht in

Abrede stelle, dass ein Teil der Verwaltungsentscheidungen falsch ist. Der mühselige Versuch, Leistungen zu begrenzen, für die kommunalen Haushalte einzugrenzen hat zu Hilfeplanverfahren, Teilhabepläne heutzutage und ähnlichen Instrumenten geführt. Einerseits wurden Rechtsansprüche konsolidiert, so dass nicht nur die Gewieften und ihre Angehörigen daran kommen, sondern alle, die diese Einschränkungen haben. Hier sinnvolle Praxisforschung zu machen wäre gut, aber so einfach ist es halt nicht und Interviews – häufig hier im FB die vorrangige Lösung – bieten nur einen Teil der Wahrheit.

Wichtig war mir auch, vor lauter Helfen- und Verstehenwollen nicht die persönliche Sicherheit zu unterschlagen, d. h. Menschen in Psychosen können entgleisen, können bedrohlich werden. Hier geht es darum nicht überängstlich in der Praxis zu sein, aber auch ggf. auf Kolleginnen/Kollegen anderer Berufsgruppen mit mehr Erfahrung zu hören und auch etwas abzugeben, weil man es sich nicht zutraut und dass das kein Makel und kein Mangel ist, sondern ein gesunder Prozess, in dem man lernt.

Was mich persönlich deutlich geprägt hat, war wie unser sozialpsychiatrischer ärztlicher Chef in der Westfälischen Klinik für Psychiatrie Gütersloh, Prof. Klaus Dörner, uns in den berühmten Morgenrunden – ich möchte schon sagen – „erzogen“ hat. In den Morgenrunden in der alt ehrwürdigen Bibliothek mit einem großen schweren Eichentisch, alles in dunklem Holz, thronte Herr Dörner an einem Kopfende, der Arzt oder die Ärztin vom Nachtdienst berichtete über die Nacht, wer wo wie – dramatisch oder auch alles ganz normal – aufgenommen worden war, was nachts vorgekommen oder auch vorgefallen war. Herr Dörner stellte Fragen, nicht immer bequeme und manchmal hielt man auch die Luft an, weil es unangenehm wurde. Aber eines hat er uns vermittelt – was heute wahrscheinlich kein Chefarzt mehr tun würde – und was dem Zeitgeist schon lange nicht mehr entspricht: Bilde Dir als junger Akademiker mit Deinem Universitäts- oder Fachhochschulabschluß nicht so viel ein, guck genau hin, wer das Krankenhaus trägt. Der Artikel, den man als Neuer oder Neue evtl. – außerhalb der Morgenrunden – überreicht bekam – je nachdem, was man so geäußert oder auch „angestellt“ hatte – trug die Überschrift, „Das Krankenhaus gehört den Pflegern und Schwestern“. Man hat nach bestimmten Vorfällen genauer hingeschaut und verstanden, was oft im Nachtdienst und auch tags „getragen“ wurde, wie es in vielen Gesprächen vertieft wurde und dass ohne diese Zusammenarbeit der verschiedenen Berufsgruppen, die Interventionen wahrscheinlich zur Hälfte verpufft wären. Was hat das hier mit einem Studiengang Soziale Arbeit einer FH zu tun?

Ich habe öfter zu lesen bekommen, dass z. B. die Sozialarbeiter besonders prädestiniert seien, Hospize zu leiten und nicht wie das häufig ist in der Praxis ist, Krankenpflegepersonal, weil sie – die Sozialarbeiter – Gesprächsführung gelernt hätten u. A. dieser Art. Wir lehren gerade einmal 2 SWS, evtl. gibt es, aber nicht verpflichtend, sondern abhängig davon, was belegt wird, noch einmal in einem Kurs

Gelegenheit, Gesprächsführung, zu üben. Die Prüfung an sich wurde abgeschafft – was ich persönlich bedauerte, auch wenn es oft nicht einfach war, die reale Rollenspiel-Prüfungssituation und später noch einmal die im Rollenspiel erstellten Videos mit Hilfe von Kriterien zu bewerten. In einer Akkreditierung habe ich mitbekommen, dass z. B. in Neu-Brandenburg, sicher eine HS, auf die vermutlich öfter lächelnd als Hochschule der Provinz geschaut wird, dass dort etwa 8 SWS verpflichtend gelehrt werden, Räume mit Einwegspiegeln genutzt werden und viel praktisch geübt wird. Ich halte Leistungsanforderungen in dem Bereich für wichtig und richtig und nicht, dass es möglichst keinen Prüfungsstress geben darf, ein Video untereinander erstellt wird und eben der Modulabschluss dann eine aktive Teilnahme ist. Man wächst auch durch Grenzen und Aufregung.

Angehörige der Pflegeberufe, die Hospize leiten, haben in der Regel jahrelange Arbeit am Patienten hinter sich und auch viel Fortbildung. Diese Grundhaltung, die sich gesellschaftlich verändert hat, ich muss „performen“, ich muss „hier“ rufen, ich muss Selbstdarstellung betreiben, und wir als Berufsgruppe ... können, wollen – ist zwar ein gesellschaftlicher Tenor, entspricht aber in vielen Berufsfeldern nicht dem, wie es real gehen kann, dass Menschen aus Krisen herausfinden.

Als wir in der Akutpsychiatrie sehr schwierige Patienten mit Borderlinestörungen hatten, habe ich verstanden, dass vielleicht der einzelne Mitarbeiter an einem bestimmten Punkt für einen Patienten wichtig ist, weil er/sie sich engagiert, einen guten Antrag für Aufnahme in eine Rehaeinrichtung für psychisch Kranke schreibt, um die Finanzierung kämpft etc., eine gute Beziehungsarbeit leistet, aber dass die Leistung, dass er oder sie sich soweit stabilisiert, dass die Person überhaupt rehafähig, in einem RPK ist usw. usf., die Leistung des Gesamtteams ist. Nachts, wenn in einer Klinik der Tagdienst weg ist, am Wochenende und während dem Urlaub müssen andere das weitertragen. Der Respekt vor den anderen und auch ein wenig Demut, was die eigene Profession betrifft, ist m. E. etwas, was jungen Menschen mitzugeben ist. Mir ist klar, dass das nicht wirklich „in ist“, sondern dass eher beigebracht wird, ihr seid Experten und Expertinnen am Ende eines Bachelorstudiums.

Ein anderer Bereich, was mich hier oder ich es begleitet habe, war die Psychologie. Ich habe eine Weile ausprobiert, was braucht ein Sozialarbeiter/eine Sozialarbeiterin am ehesten von diesem Fach für die unterschiedlichsten Arbeitsfelder. Gibt es einen Kanon, der für alle möglichst gut ist, mit dem sie etwas anfangen können, vielleicht später motiviert werden, sich doch noch einmal damit auseinander zu setzen. Ich kannte die Struktur von einer unserer früheren Kolleginnen, Frau Prof. Ludwig-Körner, auch ihre Literatur. Zu jeder Vorlesung ein anderer Text, durchaus längere aus verschiedensten entwicklungspsychologischen Büchern, ein Großteil

psychoanalytisch ausgerichtet. In den Nuller-Jahren habe ich dann auch vorrangig mit entwicklungspsychologischer Ausrichtung gelehrt, fand aber dann, das wird der Realität des Berufsstandes nicht gerecht. In den 10er Jahren habe ich es umgestellt und eine Mischung von Entwicklungspsychologie und Sozial- und Persönlichkeitspsychologie gelehrt, jedes Jahr ein klein wenig etwas Anderes dazu genommen, aber einen Kernbestand behalten. Wichtig waren für mich, dass Themen wie Aggression, prosoziales Verhalten, Kognitive Dissonanz, Einstellungen und Verhalten, Identität und Persönlichkeit, psychische Störungen im Kindes- und Jugendalter, bestimmte Störungen des Erwachsenenalters, natürlich auch Bindung, psychologische Theorieansätze und Methoden, das leidig geliebte Thema, vorkamen. Manchmal gab es „Bonbons“ wie einen empirischen Artikel aus den normalen Printmedien wie ZEIT oder den Öffentlich-Rechtlichen wie „Beherrschen lernen“, auch an Thilo Sarrazin „Deutschland schafft sich selbst ab“, habe ich mich einmal herangetraut, ein heißes Eisen.

Um die Auseinandersetzung mit empirischer Literatur zu fördern – jenseits der neuen Lehrbücher aus dem Springer Verlag Psychologie für Bachelor, die medial sehr gut aufbereitet und lesbar sind – gab es ein paar Jahre die Möglichkeit, sich in Gruppen bis zu vier zusammen zu tun und ein selbst gewähltes, aber mit mir abgesprochenes Thema in Form eines Videos zu produzieren. Voraussetzung war aber, dass eine empirische Arbeit im Original verarbeitet werden musste. Der Rest konnte frei gewählt werden, weitere Literatur natürlich, von mir aus Quellen aus dem Internet, ein Rollenspiel um die eigene Frage usw. deutlich zu machen, Kommentierung dessen usw. – max. 10 Min. Je nach Qualität gab es ein Plus auf die Klausurnote 0,3 – 0,7 oder 1,0. Der Trick war, man hatte – wenn man das machte und es akzeptabel war und alle waren akzeptabel, die ich als Zusatzarbeit bekommen habe – auf jeden Fall bestanden, eine vier. Das entsprach zwar nicht der Modulordnung, aber was tut man nicht alles, damit Studenten empirische Arbeiten lesen – auch wenn sie das meiste der Statistik nicht beurteilen und verstehen können –, dass sie also sich daran wagen und versuchen ihre Meinungen zu unterfüttern und nicht glauben, dass Interviews alles sind, weil sie das Individuum zu Wort kommen lassen. Auch in anderen Kursen war mir wichtig, dass diese Scheu vor den empirischen Arbeiten überwunden wird und man lernt wie man zumindest cursorisch auch solche Artikel lesen lernen kann. Die Studierenden sind keine Psychologen und keine Soziologen, aber Augenhöhe mit anderen Wissenschaften heißt für mich, ich kann und werde mich auch mit so etwas befassen, vielleicht sogar mich durch einen englischsprachigen Artikel ackern. Für das Teilmodul Psychologie habe ich das allerdings bald aufgegeben englischsprachige Literatur zugrunde zu legen.

Verhehlen will ich nicht, dass ich doch etwas irritiert über eine Erkenntnis war, dass schon mal Personen, die irgendwie in der Klausur nicht mehr auftauchten, an mir

vorbei gelotst worden waren und anderweitig, auch andere Prüfungsformen ablegen durften – das alles ohne mit mir zu sprechen. Die sog. Nachteilsausgleiche, längere Zeit wegen Nicht-Muttersprache, Wörterbuch, die sehr guten Lehrbücher, die Möglichkeit über den Film auf jeden Fall zu bestehen hatten nicht gereicht; sie wollten diese Zusatzarbeit nicht nutzen – ich hatte sie nämlich persönlich aufmerksam gemacht und versprochen, mich zu kümmern, dass sie in einer Gruppe arbeiten könnten. Sie hatten nach 1 – 2 mal „nicht bestanden“, weiterstudiert bis nur noch dieses Teil-Modul fehlte, die mündliche Prüfung für die BA-Arbeit war absolviert und so half man ihnen um mich herum. Auch im Falle eines ernsthaften Plagiats in einem Projektbericht, nachdem der erste Bericht der Kleingruppe ungenügend war, durfte eine Person einen Projektbericht bei einem anderen Kollegen abgeben, der weder je in dem Feld gearbeitet hatte, noch das Projekt gelehrt hatte. Über was mag die Person bezüglich des einjährigen Projektes bei mir für diesen Kollegen geschrieben haben? <sup>2</sup> Man kann es mit Charlie Chaplin halten: „Wer das Leben zu ernst nimmt, braucht eine Menge Humor, um es zu überstehen.“ Es fiel mir zunächst nicht so leicht, solche Vorkommnisse mit Humor zu nehmen, denn natürlich sind diese Art stiller Ereignisse auch Platzzuweisungen und Demonstration von Positionen und Macht. Wer ermöglicht was und ggf. schweigend andere Wege (und fühlt sich dabei gut)? Aber Hochschulen sind halt Abbild der Gesellschaft, nicht mehr und nicht weniger. Was das heißt spielt sich gerade an der Humboldt-Universität mit dem Absetzen eines Vortrags einer Biologin über Gender und Geschlecht für die Nacht der Wissenschaften ab.

Ungeachtet solcher Erfahrungen gab es andere wichtige Erfahrungen. Bevor die Modularisierung und Festschreibung der Studieninhalte und Prüfungsformen bis ins Detail immer tiefer ging, gab es einige Jahre so um 2008 ff das sehr offene Seminar Lebensphase Erwachsene bzw. Kindheit/Jugend. Es war glaube ich das Seminar, wo ich am meisten erlebt habe, dass Studenten sich die Themen nahmen, interessiert in die Breite lasen und es angeregte tiefe Diskussionen gab. Ich nahm Themen wie: Armut – Einfach abgehängt, Umgang mit der Endlichkeit des Lebens, Lebenskunst und Sterben, Hospize und Palliativstationen, Euthanasie im Nationalsozialismus, Spiritualität und der Umgang mit Krisen, schwere Krankheit, Persönlichkeitsstörungen, Scheidung, Schwangerschaftsabbruch, die Ost-West-Problematik, die ja nach unserer Wissenschaftsministerin Prof. Johanna Wanka zu diesem Zeitpunkt schon nicht mehr existierte – was ich zwar als Willenserklärung gerne stehen lassen will, aber so nicht sah.

Ich hatte von Beginn meiner Zeit an der FHP, Wert darauf gelegt, immer wieder Bürger und Bürgerinnen der ehemaligen DDR in den Unterricht zu holen, es waren Menschen

---

<sup>2</sup> Kurt Tucholsky: Das Gegenteil von gut ist gut vermeint.



aus dem Gesundheitssystem, dem demographischen Wandel, Angehörige schwer psychisch Kranker und Personen, die die ersten Gemeinschaftswohnprojekte hier in Potsdam auf den Weg gebracht hatten und anderes. Der Hintergrund war nicht, wir wollen alternativ leben, sondern dass eine Frau – sie war Ingenieurin im Kabelwerk Teltow gewesen, was abgewickelt wurde – sich mit ihren Schwestern ausgerechnet hatte, dass die Renten durch die frühe Wendearbeitslosigkeit nicht für ein behagliches Altern reichen werden. So haben sie ProPotsdam früh auf die Füße getreten als noch keiner von diesen alternativen Lebensformen sprach. Von ihr hatte ich zwei Artikel aus den 90ern bekommen, an die ich alleine nie gekommen wäre, die Kommunikationsunterschiede zwischen Ost und West deutlich machten. In diesem Lebenslagenseminar gab es einige interessante Diskussionen, dass junge Frauen erzählten, dass sie auf einmal verstehen, was zwischen ihnen und dem im Osten aufgewachsenen und sozialisierten Partner passierte und wo Verständigungsschwierigkeiten lagen, die nichts mit der Person an sich zu tun haben, sondern einem anderen Erfahrungshintergrund.

Die Jahre, in denen ich einen Mehrgenerationendialog zwischen Bürgern der Stadt und unseren Studenten führte, waren ziemlich bewegt – es muss so ab 2006 bis 2008/09 mit Unterbrechungen gewesen sein. Teilweise ergaben sich längerwährende Kontakte, die Leute kamen immer wieder. Leider ließ sich diese Form nicht aufrecht erhalten, weil es immer mehr darum ging, wofür kriege ich den Schein. Das Format konnte nicht wöchentlich laufen, und es musste gegen Abend laufen. Am Ende hatten wir oft das zwei- bis dreifache an Bürgern und Bürgerinnen aus der Stadt und von außerhalb und wenige Studenten. Ich erinnere noch eine Sitzung, in der die Frauen – meist Ostbiographie – sich mit den jungen Studentinnen verständigten wie es war mit Kind zu studieren oder wenn die Männer abhanden kamen oder es zum Schwangerschaftsabbruch kam. Es war manchmal heikel zu moderieren, denn es ist eine Angewohnheit von älteren Menschen länger zu reden, und so war zu begrenzen und die Jungen immer wieder zu ermutigen, dass sie nicht nur zuhörten, sondern genauso aktiv teilnahmen. Hier war sehr spürbar, wie verletzt viele Menschen von der Wende waren, wie tolle Menschen aufgrund der Abwicklung ganzer Werke u. Ä. ihre Jobs verloren hatten, von einer ABM in die andere mäanderten bis sie sich abfanden oder weit unter ihrem Niveau arbeiteten.

Eine Lieblingsinstitution war die Akademie 2. Lebenshälfte, wo viel geschah im Bereich Bildung, Ehrenamt, Projekte des bürgerschaftlichen Engagements wie die Seniorenfreundlichkeit eines Landkreises zu erheben, sich dem Thema ältere Arbeitnehmer zuzuwenden, Seniortrainer/innen auszubilden u.v.m. (Ingrid Witzsche)

Auch in dem Silqua-Projekt – soziale Innovationen für Lebensqualität im Alter – was von 2009 – 2013 lief, haben wir versucht die Grenzen zwischen Ost und West zu

überschreiten. Wir wollten hier in der Stadt, im Stadtteil Schlaatz in Zusammenarbeit mit dem Mehrgenerationenhaus Milanhorst und mit den anderen Institutionen vor Ort und in der ländlichen Region Nennhausen im Havelland versuchen, Strukturen der Selbstversorgung und Selbstsorge für ältere Bürger/innen aber mit allen Generationen aufzubauen. Leichter gesagt als getan, in einer verrechtlichten Haftungsgesellschaft und den Brüchen durch die Wende auch zwischen den Menschen eines kleinen Ortes. Mit im Boot war die Akademie 2. Lebenshälfte. Eine Werkstatt wurde eingebunden, die Studenten mussten vor Ort bei Bürgern in Nennhausen schlafen und zogen tagsüber interviewen von Haus zu Haus bzw. wurden weitergereicht. Ziel war, dass nachhaltige, tragfähige Strukturen entstehen. Wir haben viel gelernt, was alles zusammenkommen muss, dass solche Ansinnen überhaupt gelingen.

Ich gehe nicht darauf ein, was wir alles für Projektphasen abgearbeitet haben um partizipativ die Menschen mitzunehmen und sie als die wesentlichen Akteure selbst handeln zu lassen. Trotzdem bleibt es bei solchen Projekten – egal vom Land, Bund oder Stiftungen finanziert – bei einer Ausgangskonstellation: Da kommen Menschen von außen (meist jüngere Mitarbeiter/innen) und wollen mit den Menschen von dort (mehrheitlich älter als die Projektmitarbeiter) an einem gesellschaftlichen Problem arbeiten, das sie selbst betrifft. Das kann gelingen, muß aber nicht, denn die Freiheit solche Dinge zu tun oder zu lassen, ist derzeit noch Handlungsgrundsatz unserer Demokratie. Ein Großteil dieser Menschen erwartet, dass der Staat etwas tut und dass so ein Projekt Geld mitbringt.

Die Gewinnung von freiwillig Engagierten, die längerfristig in einem neu zu etablierenden Netzwerk für Ältere nachhaltig aktiv bleiben, ist schwierig. Dieses Ziel heißt eine hohe Anforderung an Verbindlichkeit und Verlässlichkeit in den sozialen Alltagsunterstützungen und bindet die Engagementwilligen. Wenn es zudem selbstorganisiert ist, folgen auf kürzere Phasen von freudigem Engagement, Frustration und Wegbrechen, wenn sich das Engagement der Mitbürger/innen oft nicht ausreichend einstellt. Im Gegensatz zu Professionellen können diejenigen, die versuchen, mit anderen etwas zu ermöglichen, aufgeben und ihr Engagement einstellen.

Die Beteiligung selbst setzt das Kennen der Initiatoren voraus. Gut ist, wenn dafür Personen gewonnen werden können, die von vielen anerkannt sind und eine integrierende Kraft haben.<sup>3</sup> Beziehungsarbeit und Vertrauensaufbau für selbstorganisierte Projekte brauchen Zeit. Häufig werden kurzfristig erreichbare positive Ergebnisse kontinuierlichen Aktivitäten mit langfristigen Perspektiven deutlich vorgezogen. Die Ergebnisse/Projekte müssen einen konkreten (erkennbaren) Nutzen für die Beteiligten haben. Wenn das deutlich wird, gibt es schon eine Beteiligung. Allein

---

<sup>3</sup> Beispiel: Ehemaliger Telekommanager, der seine Freiwilligen-Arbeitsgruppe im Schlaatz „befehligte“ wie wahrscheinlich früher seine Arbeitsgruppenmitglieder der Telekom, was einfach nicht funktionieren kann.

die Fokussierung auf „Selbstsorge und Selbstorganisation“ stellt für Interessierte oft ein Hindernis dar, da sich viele Engagementwillige eher strukturierte Angebote wünschen, bei denen sie nicht eine subjektiv als groß empfundene Verantwortung tragen müssen. Die Engagierten von heute wissen, was sie wollen und unter welchen Bedingungen und Behandlungen sie bleiben oder sich etwas anderes suchen.

Eine wesentliche Erkenntnis war, dass Nachbarschaft neben der Familie, professionellen Diensten und Freunden für die „soziale“ Versorgungs- und Unterstützungssituation der Älteren eher eine untergeordnete Rolle spielt. Nachbarschaft ist zufällig und individuell. Ihre Beeinflussbarkeit und ihr Aktivierungspotential haben deutliche Grenzen.

Ich habe das so ausführlich erzählt, weil ich glaube, dass nichts 10 Jahre später anders ist und vieles übertragbar auf jetzige Quartiersarbeit. Wir werden weiterhin Quartiersarbeit durch Sozialarbeiter/innen brauchen, weil diese Fragen immer wieder auftauchen. Sie sind überhaupt nicht endgültig lösbar, weil nachverdichtet wird, weil die Menschen in den Städten immer weniger Grün haben, immer enger viele Nationen mit verschiedenen Not- und Problemlagen aufeinander ziehen und irgendwie miteinander zurechtkommen sollen. Wenn ich sehe, was hier in der Potsdamer Speicherstadt geschieht, wie sonstwo in der Stadt jede Lücke mit maximalem Raumvolumen zugebaut wird, dann ist mir bange.<sup>4</sup> Kaum Auslauf, immer weniger Grün, häufig viel Kontrolle, was die Kleinen tun, Fördern und Fordern um die lieben Kleinen auf der Erfolgsspur zu halten und Schulsozialarbeit soll die vielen Verhaltensprobleme richten. Die Arbeit geht nicht aus, aber Sozialarbeit kann diese Verhaltensprobleme allein nicht lösen. Es ist unsere Art zu leben, was sind unsere Werte, was zählt wirklich, was teilen wir, was haben wir noch gemeinsam, außer in immer kleinere communities zu zerfallen, uns mit denen zu umgeben, die unserer Meinung sind.

Diese Fragen, wie wollen wir leben, werden und wurden immer wieder gestellt. Sie spielten auch eine Rolle in dem Innovationskolleg „Stadt-Klima Potsdam“, was es im Vorlauf der Etablierung der Forschungsprofessuren gab – eine Zusammenarbeit von Kollegen der Fachbereiche Design, Kulturarbeit, den Informationswissenschaften und der Sozialen Arbeit. Damals habe ich mich noch einmal intensiv mit den Fragen der Haltung, Meinung, Überzeugung und Überführung in Handeln beschäftigt. Als wir die

---

<sup>4</sup> Jetzt ist auch der Schlaatz dran, ein sehr grüner Stadtteil, der sicher eine Verschönerung gebrauchen kann, aber keine Nach-Verdichtung. Vor wenigen Wochen hieß es, es kämen 500 neue Wohnungen dazu, vor wenigen Tagen hieß es in der PNN 1000 Wohnungen. Wenn man in die Höfe, Horste und Kieze hineinbaut, wird von dem Grün, dem Auslauf nicht mehr viel übrig bleiben. Weitere Menschen verschiedenster Nationen, weitere Problemlagen, Armut, Transfer usw. Der Schlaatz war in DDR Zeiten der Vorzeige-Stadtteil, heute gehört er mit zu den abgerutschten. Die vielen „Soziale Stadt“ Projekt einschließlich des Silqua-Projektes haben nur bedingt etwas verbessert.

Tagung „Stadt der Ströme“ veranstalteten – am 12.07.2012 – also fast auf den Tag genau vor 10 Jahren, ging es in meinem Beitrag um „Lust und Frust von Verantwortung und Kontinuität oder wie modern ist der Mensch in selbst gewählten Gemeinschaften“ – auch das ist ein Thema, was die soziale Arbeit weiter begleiten wird, denn wenn das Leben labil wird und wir abhängiger sind, wird alles sehr konkret und die Digitalisierung hilft nur begrenzt.

Die Digitalisierung ist in diesen 10 Jahren vorangeschritten, auch wenn die Deutschen weiterhin als „hintendran“ gelten, wenn wir nur an die Gesundheitsämter in der Pandemie denken. In dieser Gesellschaft mit einem zukünftig hohen Anteil von alten und hochaltrigen Menschen mit immer mehr digitalen Möglichkeiten und Verpflichtungen, ich weiß nicht wie es gehen wird. Ich habe allein durch meine psychotherapeutische kassenärztliche Praxis vermutlich zwanzig Passwörter vergeben müssen, privat kommen vermutlich noch einmal so viele oder mehr dazu. Die Vorstellung, dass mein Geist mich nur leicht im Stich lässt oder dass mir geschieht, was einer älteren Freundin passierte – ein leichter Schlaganfall, keine Lähmung, keine Gangstörung, keine Sprachstörung, aber nicht mehr belastbar, sie hat ihren Laptop abgeschafft, wo sie gut drin war, aber sie schafft es nicht mehr – wie soll das gehen? Ich erwarte, dass es einen neuen Beruf geben wird, digitaler Unterstützer. Es geht um persönlichste Daten und um Finanzen, deren Verwaltung.<sup>5</sup> Nicht alle haben Töchter, Söhne, Enkel, Nichten, Neffen, denen sie vertrauen können oder wollen und die vor allem in der Nähe sind. Für die Ferne kann man nur sagen, Teamviewer löst nicht alles. Die immer schöneren Welten, die von Informatik und Design erfunden werden, das alles ist nicht aufzuhalten, nicht alles wird mit angepasstem Design lösbar sein. Nicht alle wollen mit Finger- und Gesichtserkennung all diese Portale öffnen, man wird ängstlicher mit dem Älterwerden, wenn man diese Komplexität nicht mehr so einfach handhaben kann und versteht. Ich kann nur sagen: Arbeiten Sie nicht nur für und über sondern mit den Menschen, um die es geht.

Und last but not least noch einige Worte zur Streitkultur. Hochschulen haben nicht nur die Aufgabe von Forschung und Lehre. Sie sollten Orte des offenen intellektuellen Austauschs sein. Mut zur Kontroverse und eine Streitkultur scheinen aus meiner Wahrnehmung im Zuge des Genderismus zurückzugehen. Das Durchsetzen von Sprachregelungen in Seminaren, das Überprüfen von Arbeiten, ob sie dem gerecht werden, das Rauswerfen aus digitalen Räumen, das Meinen, jemanden melden zu müssen, der das so nicht mitmacht, zu beschimpfen u. Ä., steht nicht für Toleranz für Andersdenkende.<sup>6</sup> Man darf sich irritieren lassen, man kann nicht einer Meinung sein oder auch was oder jemanden „doof“ finden, aber wie will man im realen Leben

---

<sup>5</sup> Auch in diesem wird es schwarze Schafe geben, denn man kommt dann leicht an die Daten der Menschen.

<sup>6</sup> So geschehen in der Zwischenpräsentation der Werkstätten des Jahrgangs 21/22.

arbeiten, wenn sich Menschen nicht den Tugenden des akademischen Austauschs oder den neu gesetzten Regeln fügen – wenn das schon an der Hochschule nicht mehr geht?

Was sich jenseits der Sprache und der Durchsetzung dieser, weil dadurch vermeintlich alle Bevölkerungsgruppen sich gemeint sehen, dies Ausdruck wirklicher Toleranz und Inklusion sein soll, wesentlich verändert hat, ist der Umgang mit Wertschätzung, Respekt, Einfordern von Aufmerksamkeit, Lob, Umgang mit Befindlichkeiten. Ich bin viele Tage irritiert nach Hause gegangen und habe sehr ernsthaft darüber nachgedacht, war es in meiner Jugend und in meinem Arbeitsleben in der Klinik, in der Verwaltung, an den Unis, in der Schule so, dass ich ganz viel Wertschätzung kriegte, diese einklagen konnte, rückmelden konnte, „das war nicht genug, Sie müssten und sollten“ oder schnell einen Krankenschein eingereicht habe. Was aus diesen veränderten Ansprüchen für das Arbeitsleben folgt, muss man abwarten. Für schwierige Arbeitsfelder, in denen eigentlich viel Kontinuität für die Klienten notwendig wäre, wird es immer schwieriger Personal zu finden, was bleibt. Wechsel sind häufig oder Stellen bleiben mittlerweile offen.<sup>7</sup> Ist es ein gesellschaftlicher Trend, haben wir als Hochschule die Konsumentenhaltung an Bildung, das leichte Erreichen akademischer Grade, eine hohe Anspruchshaltung mit den Folgen für den Arbeitsprozess zu sehr gefördert?

Ich werde mich mit diesen Fragen manchmal durch die psychotherapeutische Arbeit sehr wohl auseinandersetzen müssen und weiterhin damit Grenzgänger sein – zwischen Ost und West, Brandenburg und Sachsen, Sozialarbeit und Psychologie.

Ich bin dankbar für die Zeit hier – es war von allem etwas, gute Zeiten, schwierige Zeiten, spannende Zeiten, anstrengende Zeiten, es ist jetzt gut so. Es gab spannende Flex-Seminare mit Kollegen anderer Fachbereiche, Erasmus Aufenthalte, das große Rußlandprojekt mit den Kollegen Geißler und Knösel.

Ich danke für das Reduzieren-Dürfen, so dass ich diese neue praktische Arbeit umsetzen konnte und kann. Die Perspektiven von Menschen in einer Region, die sich abgehängt fühlt, industriell auch ist, Fördermitteln werden abgegriffen, dann machen die Firmen dicht, legen die Leute auf die Straße – das alles über Patienten zu erfahren, macht bescheidener. Wie lange ich das machen werde, ist offen. Gesundheit ist die Voraussetzung.

---

<sup>7</sup> Beispiel Leipzig-Exkursion: Inne-Wohnen des Personals für 3-4 Tage bei entsprechendem Freizeitausgleich WGs für alleinerziehende Eltern mit ihren Kindern – absoluter Personalmangel.

Ich wünsche Ihnen gute, gesunde, frohe und zufriedene Jahre, vielleicht mit einer etwas besseren Streitkultur oder Gruppendynamik, die nicht auf totale Einheitlichkeit setzt. Frank Früchtel hat dazu ja gestern anlässlich der Werkstattpräsentationen eine schöne Einführung gegeben, die sicher auch für andere Konstellationen als nur das Werkstattformat zutrifft.

Ich lade Sie nun ein, sich zu stärken. Manches habe ich extra aus Zgorcélec mitgebracht. Aber schließen will ich mit der Gruppe **zwischenFall** und dem Lied „Ich werde alt“. Aber das lassen wir einfach so laufen und jetzt bitte nicht sitzen bleiben, sondern essen und trinken. Das soll Leib und Seele zusammenhalten.

**Die Babyboomer  
gehen von Bord**

*Adieu ...*

30.09.2022



FH-P  
Fakultät für  
Humanwissenschaften  
und  
Pädagogik



**Musik: zwischenFall**